

Meinrad Limbeck

„Dein Reich komme ...“

(Mt 6,10)

Der Himmel ist schon da

Es gibt wohl kein anderes Gebet, das wir im Lauf unseres Lebens so häufig gebetet haben wie das Vaterunser. Es geht uns von Kindheit an leicht von den Lippen - selbst wenn wir dabei an etwas ganz anderes denken! Doch wenn wir mit Andacht beten, dann machen wir die Erfahrung, dass nicht jede Bitte des Vaterunsers uns gleich leicht über die Lippen kommt. „Unser tägliches Brot gib uns heute“ - lässt sich in allen Fällen ohne Schwierigkeit beten. Bei „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden“, mögen manche von uns auch schon gezögert haben.

Zu den „leichten“ Bitten des Vaterunsers gehört zweifelsohne auch die zweite: „Dein Reich komme!“, mit der sich dieser Artikel beschäftigt. Sie ist aus dem Grund leicht, weil wir hier nicht um Gottes Zorn und Gericht bitten, nicht um Feuer und Schwefel - es droht uns kein böses Ende. „Dein Reich komme!“, damit hatte Jesus etwas Positives gemeint. Doch was beinhaltet diese Bitte für Jesus? Eine neue Welt? Den Himmel auf Erden? Oder einfach nur die Beseitigung alles Bösen und Heillosen aus dieser Welt?

1. Die Entwicklung der „Reich Gottes“ Vorstellung

„Dein Reich komme!“, kann man auch übersetzen mit „Dein Königtum/ deine Königsherrschaft komme!“, denn das (aramäische) Wort, das Jesus hier gebrauchte, kann sowohl „Königtum/ Königsherrschaft“ als auch „(König-) Reich“ bedeuten.

Von dem „Reich Gottes“ bzw. von dem „Königtum Gottes“ zu reden und darum zu bitten war keineswegs Jesu ureigener Einfall. Dieser Begriff und diese Bitte waren ihm bereits vorgegeben durch eine lange Tradition. Aber auch am Beginn dieser Tradition war der Begriff „Reich/ Herrschaft Gottes“ gewiss nicht vom Himmel her (sozusagen als göttliches Geschenk) in das Denken des Volkes Israel gefallen. In diesem Begriff deuteten und klärten sich vielmehr für die Menschen in Israel vorangegangene und gegenwärtige *Erfahrungen*.

Wir können das, worum wir mit den Worten „Dein Reich komme!“ bitten, nur verstehen und sachgemäß aufs Neue zur Sprache bringen, wenn wir uns klar gemacht haben, welche Erfahrungen der Begriff „Reich/ Herrschaft Gottes“ voraussetzt. Stützt man sich auf das Zeugnis der alttestamentlichen Schriften, dann gründet Israels Glaube an das Königtum seines Gottes Jahwe in einer doppelten Erfahrung:

• Die Erfahrung der Rettung

Dieser Glaube gründet in der - durch die Tradition bewusst gehaltenen - Erfahrung, als mehr oder minder große Gruppe von Ägypten her vielen Gefahren und Anfeindungen wundersam entkommen zu sein und als Fremde ein eigenes Land, eigenen Grund und Boden als Lebensraum und zur Lebensgrundlage gefunden zu haben. Diese Vorgänge wurden als Werk eines Königs gedeutet, der dazu mächtig ist, und der sich auf diese Weise inmitten der Völkerwelt ein eigenes Reich geschaffen und seine Herrschaft etabliert hatte. Es war - auf dem Hintergrund der Verfassungen der Stadtstaaten im Alten Orient um 1000 v. Chr. - nur naheliegend, diesen machtvollen Gott als König und sich sowie das eigene Leben als Ort der Herrschaft, als Reich dieses Gott-Königs zu denken. Oder anders, sehr profan ausgedrückt: Am Beginn der Reich-Gottes-Vorstellung Israels paarte sich - die Erfahrung, dass das Leben auch ungeahnte und kaum vorstellbare positive Möglichkeiten in sich birgt, mit

- dem „Gefühl“, der Entdeckung, der Überzeugung, dass diese positiven Möglichkeiten, wo sie Wirklichkeit werden, nicht ungewollt und „zufällig“ sind, sondern letztendlich mit einem machtvollen Willen zusammenhängen, der inmitten allen Geschehens wirksam werden will.

- **Die Erfahrung lebensfördernder Gebote**

Die zweite Erfahrung, aus der sich der Glaube an ein Königtum Gottes nährte, ist die, dass jeder/jede in der eigenen - persönlichen und gesellschaftlichen - Gestaltung des Lebens nicht einfach frei ist. Bestimmte Regeln sind zu beachten, wenn man wirklich Erfolg haben und im Guten leben will. Schon eine Dorfgemeinschaft konnte es sich beispielsweise nicht leisten - sollte das Leben in ihr gut gehen - , dass durch das Fehlverhalten des einen der Besitz und die Zukunft des anderen verletzt oder gar vernichtet wurde. Und so kam es eben schon sehr früh zu Regelungen wie diesen:

„Wenn einer ein Rind oder ein Schaf stiehlt und es schlachtet oder verkauft, soll er fünf Stück Großvieh für das Rind oder vier Stück Kleinvieh für das Schaf als Ersatz geben. ... Ein Dieb muss Ersatz leisten. Besitzt er nichts, soll man ihn für den Wert des Gestohlenen verkaufen. Findet man das Gestohlene, sei es Rind, Esel oder Schaf, noch lebend in seinem Besitz, dann soll er doppelten Ersatz leisten. Wenn jemand ein Feld oder einen Weinberg abbrennt und das Feuer sich ausbreiten lässt, so dass es das Feld eines andern in Brand steckt, dann soll er den besten Ertrag seines Feldes oder Weinbergs als Ersatz dafür geben.“ (Ex 21,37 – 22,4)

Die Menschen im alten Israel erkannten also schon sehr früh aus ihrer eigenen Erfahrung, dass das eigene und das gemeinschaftliche Leben nur positiv verlaufen und gelingen kann, wenn jeder und jede Einzelne von sich aus bereit und willens ist, sich möglichst so im gemeinschaftlichen Leben zu verhalten, dass dadurch für andere kein Schaden entsteht. Sie erkannten, dass der Zustand einer Gemeinschaft immer das Produkt individueller Verhaltensweisen ist.

Dabei blieb Israel freilich nicht stehen. Es wurden vielmehr gerade die lebensfördernden Gebote immer konsequenter mit dem Gott in Verbindung gebracht, der einst gerettet hatte. Was immer zu tun war, damit es den Einzelnen im Volk gut ging, war letztendlich auch der Wille Jahwes, der ja bereits durch seine Herausführung aus „Ägypten, dem Sklavenhaus“ gezeigt hatte, dass er Israels Wohlergehen wollte. Oder profaner ausgedrückt: Was es immer in Israel zu tun gab, lag - nach Auffassung von Israels Lehrern und Gesetzgebern - „im Trend“ jenes Glücks, das Israels Vorfahren erlebt hatten, als sich ihnen völlig überraschend eine Tür ins Leben aufgetan hatte.

Nicht zufällig wurde im Buch Deuteronomium das „Gesetz“ Israels, die Tora, rückblickend an den Punkt gestellt, an dem Israels Rettung aus Ägypten und Israels Weg durch die Wüste sein Ziel, das Gelobte Land, erreicht hatte. Deshalb mahnte Mose nach der Darstellung des Deuteronomiums das ganze Volk: „Ihr sollt auf die Gebote des Herrn, eures Gottes, genau achten, auf seine Satzungen und Gesetze, auf die er dich verpflichtet hat. Du sollst tun, was in seinen Augen richtig und gut ist. Dann wird es dir gut gehen, und du kannst in das prächtige Land, das der Herr deinen Vätern mit einem Schwur versprochen hat, hineinziehen und es in Besitz nehmen. Der Herr wird alle deine Feinde vor dir herjagen, wie er es zugesagt hat.“ (Dtn 6,17-19)

Es waren also gerade die Weisungen und Gebote, auf welche die einzelnen Israeliten in ihrem Leben konkret stießen und die von ihnen Beachtung forderten, die ihr Verständnis von Gottes Herrschaft und Reich prägten. Denn diese Weisungen und Gebote machten dem Volk erfahrbar, dass es im Machtbereich, im Herrschaftsraum eines königlichen Gottes lebte. Gott beanspruchte mit seinem Willen alle Kräfte zu lenken und er machte Israels Welt dort, wo sein Wille getan wurde, zu seinem heilvollen, „schalomhaltigen“ Reich.

Und in der Tat! Viele Weisungen und Gebote führten dort, wo sie befolgt wurden, tatsächlich zum Wohlergehen der Gemeinschaft und des Einzelnen. Man machte mit den göttlichen Geboten unbestreitbar positive Erfahrungen. So war es naheliegend, alle negativen Ereignisse im Leben der menschlichen Seite anzulasten. Nur weil man Gottes guten Willen nicht getan hatte, war es jeweils zu Leid, Not und Tod gekommen. Die positiven Erfahrungen mit Gottes Gesetz, mit der Tora, führten darüber hinaus zu der Überzeugung, dass die Welt und das Leben in ihr vollkommen gut wären, wenn Gottes Weisungen in allem und von allen beachtet würden - wenn Gottes Reich also von niemandem und von nichts mehr beeinträchtigt würde.

Reich Gottes als endzeitliche Erwartung

Freilich, ein solch durch und durch positiver Zustand schien den Menschen im frühen Judentum innerweltlich immer weniger erreichbar. Zu oft war ihre Hoffnung auf ein neues „Exodus-Wunder“ enttäuscht worden. Deshalb wurde es für die Menschen in Israel immer unvorstellbarer und damit auch immer weniger erkennbar und glaubhaft, dass ihre Gegenwart und Zukunft trotz allem noch immer ungeahnte und überraschend positive Möglichkeiten in sich barg. Die Erfahrung, die ihre Väter zu Beginn in ihrer Welt gemacht hatten, schien unwiederholbar zu sein. Und so wurde das „Reich Gottes“ (die „Königsherrschaft Gottes“) mehr und mehr zum Gegenstand der endzeitlichen Erwartung: Gottes Herrschaft und Reich wird dann für uns Menschen zur umfassenden, beglückenden Wahrheit, wenn Gott am Ende dieser „bösen“ Weltzeit entweder eine neue Welt erschaffen oder alle Frevler aus dieser Welt verbannt haben wird.

Weshalb konnte Jesus dann aber trotzdem behaupten: „Das Reich Gottes ist da!“ - und zwar in jenem endzeitlichen Sinn? Inwiefern konnte Jesus mit seinem „Das Reich Gottes ist da!“ wirklich etwas anderes meinen als seine Zeitgenossen, für die Gottes Herrschaft und Reich eben nur in dem Maß da war, in dem sie Gottes Tora auf sich nahmen?

2. Jesu Verständnis vom Reich Gottes

Wenn wir verstehen wollen, weshalb Jesus als sein neues Evangelium verkünden konnte: Das Reich Gottes ist nahe, ist da! (Mk 1,15; Lk 17,21), gehen wir am besten davon aus, dass Jesus und seine Jünger für alle erkennbar *nicht* gefastet haben. Diese Tatsache kann deshalb nicht „erfunden“ und Jesus nachträglich zugeschrieben worden sein, weil bereits die ersten Christen zum Fasten zurückkehrten. Auf sein Nicht-Fasten angesprochen antwortete Jesus: „Können denn ‚die Söhne des Brautgemachs‘ fasten, während der Bräutigam mit ihnen ist?“ (Mk 2,19a) - womit Jesus freilich nicht ganz allgemein die Hochzeitsgäste meinte, sondern die Freunde des Bräutigams, die diesen normalerweise lautstark und auffällig auf dem Weg zu seiner Braut begleiteten. Der Bräutigam aber war in Jesu Augen Gott selbst (vgl. Hos 2,18-25; Jes 62,8), er und seine Jünger hingegen waren die Freunde des Bräutigams.

Die neue Sicht Gottes

Dieses (Selbst-)Verständnis Jesu wird wiederum nur verständlich, wenn

- Jesus noch immer mit Johannes dem Täufer der Überzeugung war: „Die Zeit ist voll“ (Mk 1,15) und Gott deshalb in Bälde das Ende heraufführen wird;
- Jesus anders als Johannes der Täufer in Gott nicht den kommenden Richter, sondern Israels Bräutigam sah, der (bildlich gesprochen) nicht länger „im Himmel thronte“, sondern sich bereits auf den Weg gemacht hatte, sich nun endlich mit seiner Braut, dem Volk Israel, zu vermählen.

Doch wie war Jesus zu dieser so ganz anderen Sicht Gottes gekommen, so ganz anders als Johannes, dem er zunächst ja noch bei seiner Taufe zugestimmt hatte? Sucht man nach einer Erklärung, warum Jesus, Gott in einem so ganz anderen Licht sah, dann bietet sich am ehesten jenes Wort an, in dem Jesus (ein einziges Mal!) von einer Vision spricht, die ihm geschenkt worden war: „Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen.“ (Lk 10,18) Diese Vision musste für Jesus sehr wichtig gewesen sein, sonst hätte Lukas sie kaum erwähnt. Der geschilderte Fall des Satans wäre aber gewiss nicht erwähnenswert gewesen, hätte der „aus dem Himmel Gefallene“ dorthin zurückkehren können. Doch der Himmel musste - nach Jesu Verständnis - dem Satan danach für immer verschlossen sein.

Nun galt der Satan aber im Judentum zur Zeit Jesu vor allem als der Ankläger der Menschen. Damit dürfte jedoch klar sein, was diese Vision für Jesus bedeutete: Derjenige, der die Menschen anklagt, hat keinen Platz mehr vor Gott und damit auch keinen Einfluss mehr auf Gottes Urteil. Oder anders ausgedrückt: In diesem Augenblick muss es Jesus blitzartig aufgegangen sein, dass (menschlich gesprochen) Gott nicht mehr länger willens ist, sich von den Vergehen der Menschen beeinflussen zu lassen und den Menschen als Richter gegenüberzutreten. In diesem Augenblick hatte sich Jesu Gottesvorstellung in seiner Verkündigung grundlegend verändert! Und so sah er Gott, an dessen

baldiges Kommen er wie Johannes glaubte, nicht länger als Israels Richter, sondern als Israels Bräutigam.

Jesus suchte Freunde Gottes

Diese neue Sicht Gottes, in der sich auch die Zukunft Israels in einem ganz anderen, viel positiveren Licht zeigte, hatte bei Jesus nun zur Folge, dass er auch schon in seiner Gegenwart ungeahnt positive Lebensmöglichkeiten entdeckte. Wenn Gott jetzt, da die Zeit voll war, Israel bereits als Bräutigam entgegenkam, dann bot die Gegenwart doch die Möglichkeit,

- als Freund des Bräutigams Jahwe
- inmitten des Volkes
- mit Gott und damit in seiner Herrschaft, in seinem himmlischen Reich zu leben.

Dann bot die Gegenwart doch die Möglichkeit, schon heute das Ende zu vergegenwärtigen. Und eben dafür wollte Jesus die Menschen gewinnen, und eben dafür suchte er Freunde.

Für dieses Verständnis spricht auch die Art und Weise, wie Jesus zu seinen ersten „Begleitern“ gekommen war. Wir sind es zwar gewohnt, darin „die Berufung der ersten Jünger“ (Einheitsübersetzung) zu sehen, doch davon ist nirgends die Rede, wenn wir den biblischen Text „beim Wort“ nehmen. Auffällig ist da nämlich zunächst einmal, dass Jesus zu Simon und Andreas keineswegs sagte: „Kommt her, folgt mir nach!“ (Mk 1,17), sondern: „Auf, hinter mich!“ Und wenn es dann heißt: „Ich werde euch zu Menschenfischern machen“, dann sagt Jesus eigentlich nur, dass die beiden künftig Menschen „ans Land ziehen“, d. h. fangen und gewinnen sollen. Auch das klingt nicht sehr theologisch. Und deshalb übertreiben unsere Übersetzungen auch, wenn sie die ganze Geschichte mit den Worten beschließen: „und (sie) folgten Jesus nach“ (Mk 1,20). Denn auch hier heißt es nur ganz profan: „und sie gingen weg hinter ihm her“.

Wenn wir beim biblischen Text bleiben, dann hatte Jesus keine Jünger, sondern junge Männer gesucht, weil er mit ihnen Freund des Bräutigams sein wollte. Ihn würden sie von nun an begleiten - und weil dort, wo Gott war, auch sein Reich war, deshalb waren sie als seine Freunde zugleich in seinem Reich.

Die Bestätigung dafür finden wir in der Geschichte vom sogenannten reichen Jüngling. Jesus berief ihn in seine Gemeinschaft, „nachdem er ihn angesehen und liebgewonnen hatte“ (Mk 10,21 wörtlich), d. h. Jesus hätte ihn gern als Freund bei sich gehabt. Deshalb wird auch die enttäuschte (an sich ja ungerechte!) Reaktion Jesu verständlich: „Meine Kinder, wie schwer ist es, in das Reich Gottes zu kommen! Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.“ (Mk 10,24f)

Die Gemeinschaft als Gottesreich

Die Gemeinschaft, die mit ihm war, war für Jesus das Gottesreich. In dieser Gemeinschaft gewann das virtuelle Gottesreich seine Realität; in ihr eröffneten sich ungemein positive Lebensmöglichkeiten, die nun ihrerseits zu verpflichtenden Weisungen wurden. Denn diese Weisungen deckten sich ja im Grunde mit dem Willen dessen, der Israels Väter aus Ägypten herausgeführt hatte, damit es ihnen gut gehe, und von dem Jesus überzeugt war, dass er als Israels Bräutigam bereits inmitten des Volkes anwesend sei.

Unter diesem Aspekt wird abschließend noch eine weitere Beobachtung bedeutsam: Von sich aus, ungefragt also, gab Jesus allem Anschein nach nur seiner Jüngerschar konkrete ethische Anweisungen. Das wird nur verständlich, wenn Jesus mit seinen Weisungen die Eigenart seiner Gemeinschaft - das Gottesreich auf Erden - schützen und bewahren wollte. Damit sie alle blieben, was sie waren, galt es

- nicht zu zürnen (Mt 5,21f)
- die Ehe des anderen zu respektieren (Mt 5,27)
- nicht zu richten, sondern einander zu vergeben (Lk 6,37-42)

- auch die Feinde zu lieben (Lk 6,27-36)
- absolut zuverlässig zu sein (Mt 5,37, vgl. Jak 5,12)
- einander zu dienen, gerade wenn man etwas Besonderes sein wollte (Mk 9,33-35; 10,35-44)
- keinen Anstoß zu geben (Mk 9,42f)
- sich vor dem „Sauerteig der Pharisäer und Herodianer“ zu hüten (Mk 8,14-21).

Wo dementsprechend gelebt wird, gehen die einzelnen Jüngerinnen und Jünger so miteinander um, wie es am Ende, im vollendeten Reich Gottes, ja für immer der Fall sein wird. In diesem Tun leuchtet schon heute das Ende auf.

Wie also sollen wir es verstehen, wenn in der Bibel von Gottes Herrschaft und Reich die Rede ist? Was ist der Inhalt der Verkündigung Jesu: „Das Reich Gottes ist da!“, und worum bitten wir, wenn wir sprechen: „Dein Reich komme!“?

Wenn wir das biblische Zeugnis ernst nehmen, dann begegnet uns Gottes Herrschaft und Reich am deutlichsten zunächst einmal dort, wo das Leben, einzeln oder gemeinsam, sich zu seinem Glück verwirklichen kann - und das oft auch so, wie wir es nicht zu denken vermochten oder zu glauben und zu hoffen wagten.

Gottes Reich zeigt sich uns aber auch - virtuell, wie man heute zu sagen pflegt - in all den Möglichkeiten, wie jedes Leben, einzeln und gemeinsam, sein Glück erreichen würde und damit eben auch sein Ziel, wohin es unterwegs ist. Insofern ist Gottes Reich für den Menschen, der sich so im Licht der von Gott gewollten glückhaften Vollendung in das Leben eingebunden erkennt, Licht und Verpflichtung. Für alle anderen aber ist Gottes Reich insofern eine bleibende Herausforderung und „Gefahr“, als ihm die Möglichkeit eigen ist, alle anderen vorgegebenen Sinnhaftigkeiten durch das bleibende Glück, das in Gottes Reich gefunden wird, zu relativieren.

„Das Reich Gottes ist da!“ heißt also: Es sind uns die Möglichkeiten gegeben und es sind uns Wege gezeigt, wie wir heute schon ansatzweise jenes Glück erleben können, das uns am Ende ohne alle Einschränkung erwartet.

Und so erbitten wir im Vater Unser jedes Mal aufs Neue: „Diese Möglichkeiten sollen heute schon Wirklichkeit werden! Ja, dein Reich komme!“

Dr. Meinrad Limbeck
ist Akad. Oberrat a. D. an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen.

aus: F. Kogler (Hg), Stolpersteine in der Bibel VI, Linz 2002, 30-37